

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 49. — Sonntag (1. Advent), den 3. Dezember 1933.

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., Karlsbader Straße 21. — Fernruf Nr. 3242 und Nr. 3243.

Die Annaberger Münze

Nachstehend bringen wir einen gekürzten Abschnitt und drei Abbildungen aus, der in diesen Tagen erscheinenden beachtens- und lesenswerten Veröffentlichung von Johannes D. Sehm, Dresden, „Der Silberbergbau zu Annaberg im Erzgeb. bis zum Jahre 1500“ (zu beziehen vom Kommissionsverlag Erzgebirgs-Verlag Graesersche Buchhandlung in Annaberg und durch den Buchhandel) zum Vorabdruck.

Das Bergrecht brachte das dem Landesherrn zustehende Münzregal in den Worten zum Ausdruck: „Das Silber gehört yn dy muncze czu Friberg“. Alles im Lande gewonnene Silber war dem freien Handelsverkehr entzogen und durfte nur an den Landesherrn verkauft werden. Dieser hatte auf Grund des Münzregals das alleinige Recht, das Silber in umlauffähigen Zustand zu versetzen.

Das Silber wurde den Gewerken, bzw. den Waldwerken, welche das Erz von diesen kauften und verhütteten, in der Münze mit einem im ganzen Lande gleichen, verhältnismäßig niedrigen Preise bezahlt. Einen noch geringeren Preis erhielten die Bergwerke, zu welchen die Landesherrn einen gewissen Beitrag, „Steuer“ genannt, leisteten und die darum „Steuerbergwerke“ hießen. Von solchen Bergwerken erfahren wir beim Bergbau am Pöhlberg und am Schreckenberg und Umgegend allerdings nichts. Dagegen lernen wir hier eine andere Einrichtung kennen, die sogenannte „hohe Freiheit“ oder „Münzfreiheit“. Sie bestand darin, daß den Gewerken der höhere Silberpreis gezahlt wurde, den fremde Kaufleute erhielten, welche Silber von außerhalb des Landes in die Münze brachten.

Die Einrichtung der „hohen Freiheit“ war 1459 getroffen worden, nachdem bei Verhandlungen wegen Erhöhung des Ertrages des Bergbaues von den Beamten darauf hingewiesen worden war, daß in manchen Gruben nachweislich Silber vorhanden, die Gewinnung desselben jedoch wegen der Grubenwasser oder aus anderen Ursachen sehr kostspielig sei. Es war deshalb vorgeschlagen worden, in solchen Fällen den Gewerken für das Silber den Preis anzubieten, den man einem fremden Kaufmann für Silber zahlte, wobei die Landesherrn dann immer noch den Zehnten und verschiedene andere Vorteile hätten. Solche Verhältnisse lagen bei Altman's Bauen am Pöhlberge

vor, weshalb er 1469 die Freiheit erhielt: „zcu solchem bergwerkt fünffstzehen jar mußfreihung ab das silber ader koppfer würde was das wer beinnen den sunnstzehen Jaren In vnnßern monzen fedden ffreybergk antworten sol vnde im gleich vnde so hoch sein silber betzalen, alß eyne andern fremden koffman sien silber in vnnßern monzen betzalt zcu freybergk“. Die Münzfreiheit, die Altman erhielt, erstreckte sich mit 15 Jahren außerdem auf einen ungewöhnlich langen Zeitraum, da sonst nur 6 oder 8 Jahre bewilligt wurden.

Desgleichen erhielten die „gewercken vff dem Schreckenberg“ durch Urkunde vom 21. Juli 1492 „Acht Jare nechst von dato diß Briefs volgend Münzfreiheit . . .“, das sie die obbestimmte Zeit über ihre Silber oder Gold, was sie des machen werden, vnnßern Zehndern vberantworten, die Ime solch Silber oder Gold ane vorzihen Inn allermäß wie dem Kaufman bezaln sollen. So aber die acht Jar vorscheinen, alsdann sollen vns die gemelten Gewercken ihre Silber oder Gold, was sie des machen werden, Inn vnns Camer oder vnnßern Zehndern sampt dem Zehenden antworten vnd von vnns Innmaßen wie es in vnßern furstenthumen gewenlich ist vnd sich geburn wirdt, bezalett werden“. —

Die Geschichte des sächsischen Münzwesens früherer Jahrhunderte ist außerordentlich vermorren, was auf die vielen kleinen Gebiete, Münzstätten und Münzsorten mit unterschiedlichem Schrot und Korn zurückzuführen ist. Infolgedessen und bei dem Mangel an schriftlichen Urkunden über die ersten Jahre der Annaberger

Münze, der sich auch durch neuere Forschungen nicht ganz beseitigen ließ, waren auch die Nachrichten über die Annaberger Münze und Münzen, insbesondere die Zeit ihrer Entstehung, unsicher.

Wir müssen etwas weiter zurückgreifen, um zu erkennen, wie sich die neue Münze am Schreckenberg aus den Notwendigkeiten der Zeit heraus ergab.

Friedrich der Freidige hatte 1307 die Brakteatenprägung aufgegeben und sie durch die Groschenprägung ersetzt. Die meißnischen Groschen waren anfangs etwa zu 64 Stück aus der Mark Feinsilber geprägt worden. Das Schock Groschen (ß) war also gleich etwa einer (Prager) Gewichts-mark Feinsilber gewesen. Später wurde aber eine weit höhere Anzahl aus der feinen Mark geprägt (1432:



525 neue Groschen und 175 alte Groschen). Das Schock war dabei zu einer Zahleneinheit oder „Rechnungsmünze“ geworden, wobei man „alte Schock“ als Inbegriff von 20 Groschen und „neue Schock“ als Inbegriff von 60 Groschen unterschied. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts verloren die meißnischen Groschen durch die Verschlechterung und Unzuverlässigkeit ihres Fußes, und weil sie für die Bedürfnisse des großen Verkehrs einen zu kleinen Wertbetrag darstellten, sehr an Ansehen, so daß für größere Zahlungen der rheinische Goldgulden bevorzugt wurde. Eine Goldwährung einzuführen war aber nicht möglich, da die Fürsten versuchen mußten, ihrem Silber erzeugenden Lande auch eine silberne Groschenwährung zu erhalten. Man brachte daher die Groschen in ein festes Wertverhältnis zum Goldgulden, indem man seit 1444 mehrmals Groschenforten prägte, die $\frac{1}{20}$, später $\frac{1}{21}$ des rheinischen Goldguldens galten und für alle Zahlungen angenommen werden mußten und deshalb als „Oberwähr“ bezeichnet wurden. Aber auch durch die Einführung der Oberwähr ließen sich die Beschwernisse im Geldverkehr auf die Dauer nicht beseitigen. Ausländische, mit den in den fürstlichen Ländern im Verkehr befindlichen, an Schrot und Korn nicht vergleichbare Münzen, kamen in großer Zahl in Umlauf. Außerdem wurden die hochwertigen Münzen aus dem Lande geführt, um von anderen Fürsten in geringhaltige umgeprägt zu werden, wodurch dem Lande und der Bevölkerung großer Schaden erwuchs. Auch war der rheinische Gulden an Güte und Würderung merklich gefallen. Es kam daher verschiedentlich zu Verhandlungen wegen Beseitigung dieser Mängel, u. a. zu einem Münz-Convent der fürstlichen Räte zu Leipzig am 6. November 1497. Hier erfahren wir zum ersten Male von den „besten vnd neuen Groschen“, deren 7 einen Goldgulden galten und jetzt geprägt werden sollten. Es folgte hierauf am 12. Juni 1498 eine Einladung des Kurfürsten Friedrich und des Herzogs Johann an die Ritterschaften, Bischöfe, Prälaten, Grafen, Herren, Capitel, Amtleute und Städte zum Landtag nach Raumburg der Münz halben auf den 9. und 10. Juli 1498. Auf diesem Landtag wurden nach Darlegung der bereits oben erwähnten schädlichen Münzverhältnisse die „Artikel der Münz halben der Landschaft auf den Tag zu Raumburg anno 1498“ vorgelesen und beschlossen. Diese Artikel bestimmten über die neue Münze entsprechend dem Leipziger Vorschlag: „... Wir wollen nu hinfürder zu münzen verordnen nemlich sieben Groschen, ein und zwanzig mittel und zwey vnd vierzig halbe Groschen, so vormalz gestlagen sind, auf einen Reinißchen Gulden, damit zu vergnügen vnd zu bezalen, vnd daß auch die ander solch Bezalung zu nemen nicht weigern oder anders suchen solle...“, sowie „... nachdem auch viel geringer vnd vntüchtiger Gulden vnter den andern gebraucht werden, wollen wir bey swerer Straffe vordieten dann wie igher gesagt, geordnet vnd zugelassen wirt, doch keinen Reinißchen höher dann vor zwey vnd vierzig Groschen, oder ein vnd zwanzig mittel Zinß Groschen, oder vor sieben der besten Groschen zu nemen...“.

Und als man nun daran ging, am Schreckenberg eine neue Münze zu errichten, um den reichen Silbersegen an Ort und Stelle in gangbare Münze zu prägen, war das eine gegebene Gelegenheit, hier die neuen oder besten Groschen prägen zu lassen. Die Notwendigkeit der Schaffung einer neuen größeren Münze und die Errichtung einer Münzstätte am Schreckenberg waren ein glückliches zeitliches Zusammentreffen.

Es ist versucht worden, die Prägung der ersten Münzen im Werte von $\frac{1}{2}$ Goldgulden und die Errichtung einer Münze am Schreckenberg in die Jahre 1496 und 1497 zu verlegen. Doch, wie die Entwicklung zeigt, und zumal noch 1497 das Silber in die Zwickauer Münze geliefert wurde, kann dies nicht möglich sein. Außerdem erfolgte die Verpflichtung der Aufzieher, Zehntner und des Münzmeisters am 18. August 1498. Die Inbetriebsetzung der Schreckenberg Münze und die Ausprägung der ersten neuen Münzen dürfte deshalb im Herbst 1498 erfolgt sein. Die hierauf bezügliche „Ordenunge der Münz halben vffn Schreckenberg“ vortzogen“ gibt uns in inhaltlicher Anlehnung an die Raumburger Artikel nähere Auskunft darüber.

Die Annaberger Münze erhielt anfangs keinen eigenen Münzmeister, sondern wurde Niklaus Hawßmann, 1495 bis 1510 Münzmeister zu Freiberg, mit unterstellt. Hawßmann sollte drei Geldsorten prägen. Als erste die ganz neue zu $\frac{1}{2}$ Goldgulden mit neuem Gepräge und dann mit dem alten Gepräge die ganzen Groschen zu 21 und die halben Groschen zu 42 Stück auf den Gulden. Aus der Mark Feinsilber wurden bei den Stücken zu $\frac{1}{2}$ Goldgulden 60 Stück, bei denen zu $\frac{1}{21}$ Gulden 182 Stück und bei denen zu $\frac{1}{42}$ Gulden 366 Stück geschlagen.

Der Münzmeister mußte das Silber dem Zehntner mit 8,25 Gulden vergüten. Aus dem ihm verbleibenden Betrage hatte er die gesamten Münzkosten zu decken, was daraus hervorgeht, daß für die kleineren, mehr Arbeit verursachenden Münzen die Spanne etwas höher war.

Sehr beträchtlich war auch der Gewinn, den die Landesfürsten aus dem Münzregal zogen; sie erhielten von der Mark Feinsilber 1 Gulden 2 Groschen 3 Pfennige bzw. 14 Groschen 10 Pfennige Reingewinn. Die Einnahmen aus dem Münzregal waren demnach bei weitem höher — mehr als doppelt so hoch — als hier aus dem Zehnten. Der Münzgewinn war der sogenannte Schlagschlag.

Dürfte auch die Ausprägung der neuen großen Münze im Werte von $\frac{1}{2}$ Goldgulden oder drei Zinsgroschen der beste Weg gewesen sein, den Gulden im großen Geldverkehr zu ersetzen, denn im Verkehrswert waren die neuen Münzen vergleichbar mit einem Geldstück im heutigen Werte von 13 Mark (ein Arbeiter verdiente wöchentlich 3 Schreckengerger = 9 Groschen, etwa 40 RM. zur Umrechnung heute angenommen, so bedeuteten sie gegenüber früher aber trotzdem keine Münzverbesserung, sondern nur eine Angleichung an den gefallen Goldfeingehalt des rheinischen Goldguldens, d. h. eine Münzverschlechterung.

Neben der Angleichung an den gesunkenen Wert des Goldguldens war die höhere Ausprägung wahrscheinlich auch darauf zurückzuführen, daß die Gewerken im Laufe der Jahre eine höhere Bezahlung ihres Silbers erreicht hatten, das ihnen 1481 in Schneeberg erst mit 6 Gulden, gleich 126 Zinsgroschen, bezahlt worden war, 1489 aber schon mit 7, $7\frac{1}{2}$ und 8 alten Schock, gleich 140, 150 und 160 Zinsgroschen.

Den Ruf einer besonders wertvollen Münze erhielten die Schreckengerger erst in späteren Jahren, als sie bei weiterer Verschlechterung der übrigen Münzen, statt wie ursprünglich 3 Groschen, dann $3\frac{2}{3}$, $3\frac{1}{3}$ und $3\frac{1}{4}$ Groschen galten.

In der neuen Schreckengerger Münze wurden möglicherweise nur die neu eingeführten Stücke zu $\frac{1}{2}$ Goldgulden geprägt. Entsprechend ihrem durch die Münzordnung bestimmten Aussehen zeigt die Schaufseite auf einem von einem Engel gehaltenen Schilde die Kurfürsten und die Rückseite in einem auf dem vierteilten Schilde liegenden Mittelschilde das herzoglich-sächsische Wappen. Die Münzen tragen die Jahreszahlen von 1498 an, neben solchen ohne Jahresangabe. Die Groschen zu $\frac{1}{21}$ und halben Groschen zu $\frac{1}{42}$ Gulden sollen in Freiberg, Schneeberg und Zwickau geschlagen worden sein.

Die Münzstätte soll sich anfänglich in der Mühle zu Frohnau, dem jetzigen Zainhammer, oder auch in einem Anbau an diese, befunden haben, wurde aber sehr bald in die Stadt selbst verlegt.

Nach der 1498 gehaltenen Ordnung waren neben dem Münzmeister, der die technische und Oberleitung hatte, nur noch die überwachenden Beamten, die Zehntner und die Aufzieher, vereidigt worden. Die Zehntner hatten das Silber von den Gewerken entgegenzunehmen und zu bezahlen. Beide, die Zehntner und die Aufzieher, hatten über die Verwendung der Prägestempel, über die zu vermünzenden Silberbarren, die sogenannten Werke, und über Gewicht und Zahl der geprägten Stücke zu wachen und Buch zu führen. Für das Gewicht der Werke und die Aufbewahrung des Silbers und der Schlüssel bestanden genaue Anordnungen. Im übrigen gehörte zur Münze noch eine ganze Anzahl anderer Personen, die außer den Prägern in der Ordnung nicht besonders genannt werden, aber zweifellos vorhanden waren: die Münzer, die die von den Aufziehern hergerichteten Silberbarren zu Schrotlingen zerkleinerten, welche von den Prägern mit dem Gepräge versehen wurden. Weiter

mußte ein Stempelschneider für die Anfertigung der Präge-
stempel vorhanden sein. Diesen Posten bekleidete Hieronymus
Magdeburger, welcher von Herzog Georg aus Freiberg hierher
berufen worden war, Silberbrenner, die das Blicksilber zu Fein-
silber brannten, Gießer, Schmiede, Arbeiter, Knechte, Schreiber
und Rechner vervollständigten den Personenbestand.

In der Annaberger Münze hatten die Aufzieher und Zehnt-
ner alles Silber vom Zehnten beider Landesherrn zugleich ein-
zunehmen und vermünzen zu lassen, oder sonst nach eines jeg-
lichen Angaben weiter zu verabsorgen. Eine eigene Münze er-
hielt Buchholz erst 1512.

Die neuen Münzen, die in der Schreckenger bzw. Anna-
berger Münze geprägt wurden, hatten drei Namen bekommen:
Schreckenger, Mühlsteine und Engelsgrösch; den ersten nach
der Fundstätte des Silbers, den zweiten nach dem Ort ihrer
ersten Herstellung, der Mühle, und den letzteren nach dem Bilde
eines Engels, das sie, wohl in Anspielung auf die Sage von
Daniel Knapp, trugen. Die Beliebtheit der neuen Grösch
aber und der Segen, der durch sie dem Lande floß, kam in dem
bekannten Sprichwort zum Ausdruck:

„Bist ein reicher Annaberger,
hast den Sack voll Schreckenger“.

Jakob Voggtreuter

Roman aus den bayrischen Bergen
von Hans Ernst.

(17. Fortsetzung.)

Am selben Abend saßen sich Vater und Sohn nach dem
Essen in der guten Stube gegenüber. Der Alte blätterte in
einem Stoß Papiere und schielte zuweilen mit zugekniffenen
Augen auf den Sohn. Alles war still, nur das Knistern der
Papiere hörte man. Auf einmal sprang der Alte auf und
schlug frachend mit der Faust auf den Tisch. „Zum Donner,
die Schuld'n erdrück'n mich noch!“

„Kann's net ändern!“ erwiderte Jachl.

„Weil d' net willst!“ schrie der Alte ihn an.

Jetzt fuhr auch Jachl auf und reckte sich. „Komm mir net
wieder mit dem net woll'n. Ich tu, was ich kann, aber was
du von mir verlangst, dös kann ich net!“

Voggtreuter fuhr sich mit beiden Händen durch die Haare.
Nachdem er eine Weile im Zimmer auf- und abgeschritten war,
blieb er dicht vor Jachl stehen.

„Du willst also wirkli dös Betteldirn zum Weib nehma?“

„Ja! Was ich versprich, halt ich auch!“

„Mit was willst nacha unsre Schuld'n zahl'n? Dös Dirndl
hat doch nix als a schöne Larv'n, mit ders di damisch g'macht
hat.“

„Sell is wahr, hab'n tuts nix. Aber dös hast vorher a scho
g'wußt. Folgegedessen brauchst mir auch keine Vorwürf macha!“
erwiderte Jachl.

„Früher!“ schrie der Alte wieder. „Früher hab'n ma koane
Schuld'n am Haus g'habt, aber jetzt erdrückens mich fast. Am
erst'n Juli is a Wechsel auf fuchzigtausend Mark fällig.“ Seine
Stimme ging jetzt in ein ersticktes Flehen über. „Bua, sei
g'scheit, heirat die Pendl oder ich muß glaub'n, die Betteldirn
is dir mehr wert, als dei alter Batta, als Hoamat und Hof!“

Bittend und flehend waren seine Augen auf den Sohn
gerichtet.

Jachl ließ sich schwer auf den Stuhl fallen und stützte das
Haupt in die Hände. Nach einer Weile erhob er sich mit einem
Gesicht, wie Kalk so weiß. Seine Brust hob und senkte sich
schwer unter dem weißen Linnenhemd. Endlich stieß er ge-
quält hervor:

„Ich kann net, Batta! Ich darf net!“ Dann stürmte er
zur Tür hinaus.

„Verflucht! Verflucht!“ brüllte der Alte und warf einen
Stuhl gegen die Tür, daß er in Stücke zersprang.

Schweigend, die Stirn in tiefe Falten gezogen, trat Jachl

unter die Haustür und blickte hinaus über Berg und Wald.
Feierlich erklangen vom Dorf herauf die Abendglocken.

Wie schön doch so ein Frühlingsabend ist.

Das Leben dagegen voll von Grausamkeit und Bitternis,
Schattenzeiten und Abgründen.

„Könnte das Leben nicht auch so ruhig und sorglos sein?“

Schwer ließ sich Jachl auf die Hausbank fallen, den Kopf
in den Händen vergrabend. Ein Gedanke jagte den anderen,
so daß er zu keinem klaren Ueberlegen kam. Nur ein Satz, ein
einziger, kurzer Satz gelte ihm in den Ohren: „Heirat die
Pendl!“

Diese Hedwig, die er haßte aus den tiefsten Gründen seiner
Seele, an die sollte er sich fetten ein ganzes Leben lang?

Seine große, glühende Herzensliebe sollte er herausreißen
und auf das große Glück, das er sich mit der Zula erhofft hatte,
verzichten und dafür an der Seite einer ungeliebten Frau ein
Leben leben, das ihn krank machen mußte. Einen Weg voll
Dornen und Disteln sollte er wandeln, anstatt mit Zula über
Frühlingsblumen zu schreiten?

„Ich kann net, ich kann net!“ kam immer wieder über
seine Lippen.

Wie lange Jachl so geessen hatte, wußte er nicht, aber als
er den Kopf hob, war der letzte Dämmerchein des Abends
erloschen und eine sternklare Nacht über dem Gehöft.

Ein tiefer Atemzug hob seine Brust, ein frohes Leuchten
glitt über seine Züge, dann warf er hastig eine Toppe über die
Achsel und schritt hinein in die Nacht. Bald verhallten seine
Schritte im Bergwald. — — —

In lautlosem Schweigen lag die Bernhuberalm. Noch
glühten im letzten Widerschein der sinkenden Sonne die Wälder,
aber in der Almhütte war es doch schon so dunkel geworden,
daß sich Zula von ihrer Näharbeit erhob, um die Lampe an-
zuzünden. Sie trat unter die Hüttentür und atmete in tiefen
Zügen die frische Luft ein.

Dann glitt ihr Blick sinnend die Firnen empor. Wie
goldfunkelnde Riesenmauern reihte sich Gipfel an Gipfel und
ganz drüben war der Wendelstein anzusehen, als hätte eine
unsichtbare Hand einen purpurschimmernden Mantel über sein
Haupt gelegt.

Zula trat wieder in die Hütte und schob den Querbalken
vor die Tür. Dann begann sie wieder zu nähen. Tag für Tag
saß sie bis in die späte Nacht hinein auf ihrem Kreiher und
arbeitete an ihrer Brautausstattung. Jachl hatte ihr doch ver-
sprochen, sie diesen Herbst als Bäuerin auf den Hof zu führen.
Sie sah sich schon im Geiste in der schönen großen Küche han-
tieren. O, müßte das ein Leben voll Glück und Wonne sein.
Wenn dann Jachl mittags vom Feld heimkam und sie recht
lieb fragte: „Hast mir was guats tocht, Weiberl“, dann würde
sie ihm halt ein Buzl geben und — — —

Sie sah sich mit ihm im seidenen Kleid zur Kirche gehen,
als reichste Bäuerin dann im ersten Betstuhl knien.

In diesem Traumbild fuhr sie erschrocken auf. Hatte es
nicht ans Fenster gepocht?

Sie lauschte eine Weile, aber es regte sich nichts. Dann
fuhr sie im Bau ihrer Lustschlösser fort.

Anwillkürlich kam ihr der Gedanke: wie beneidenswert
doch solche Menschen sind, die nicht wissen, was es um die
Größe einer Liebe ist.

Wie viele werden geboren und wissen und empfinden nicht,
was Liebe ist, wie viele wandeln wohl Zeit ihres Lebens
ungeliebt durch die Welt und können sich selber nicht lieben.
Ob solche Menschen auch glücklich sind?

Zula wußte das nicht. Sie wußte nur, daß sie glücklich
war, weil sie aus tiefster Seele liebte und ebenso geliebt wurde.
Sie hatte ihn nicht nur gern, weil er schön und reich war;
nein, sie hatte ihn auch lieb gehabt, wenn er der ärmste Bursh
im ganzen Tal gewesen wäre. Sie liebte ihn eben um seiner
selbst willen und sie war glücklich, schier überglücklich, in dem
Bewußtsein, eines Menschen Welt zu sein.

(Fortsetzung des Romans Seite 6 u. 7.)

Bilder aus der Heimat und aus aller Welt



Sanitätsrat Dr. Müller-Schlettau.



(Photo: Weiskärber, Buchholz.)

Ein goldenes Hochzeitspaar in Buchholz.

Die Eheleute Rudolf Kuchler u. Frau Fanny geb. Groschupf, Buchholz, Kirchgasse 4, konnten das Fest der goldenen Hochzeit begehen. Die Familie Kuchler hat viele Jahre unsere „D. Z.“ ausgetragen und wir wünschen dem Jubelpaar noch einen recht sonnigen Lebensabend.



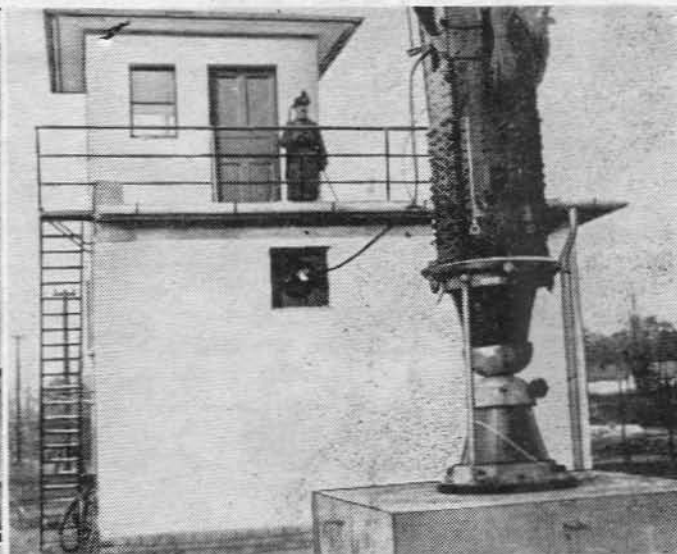
Frau Emilie verw. Köhler-Buchholz.

Sanitätsrat Dr. Müller-Schlettau 75 Jahre alt.

Wie wir in der „D. Z.“ berichteten, war es Herrn Sanitätsrat Dr. Konrad Müller in Schlettau vergönnt, seinen 75. Geburtstag bei geistiger und körperlicher Frische zu begehen. Es wurden ihm aus diesem Anlaß aus allen Kreisen unserer erzgebirgischen Bevölkerung viele Ehrungen u. Glückwünsche zuteil. Möge dem beliebten u. geschätzten Arzt weitere geistige u. körperliche Gesundheit beschieden sein. Dazu „Glückauf“. — Unser Bild links zeigt Herrn Sanitätsrat Dr. Müller-Schlettau.

Eine Buchholzer 83jährige.

Frau Emilie verw. Köhler, Buchholz, feiert am 3. Dez. in geistiger Frische ihren 83. Geburtstag. Aus den Ralköfen bei Hammerunterwiesenthal stammend, war sie in erster Ehe mit Schlossermeister Leibelt, in 2. Ehe mit Karl Köhler, einer um die Jahrhundertwende stadtbekannten Persönlichkeit, verheiratet. Sie wohnt in der Müllerschen Villa auf der Kaiserstraße. — Die „D. Z.“ wünscht ihr zu ihrem 83. Geburtstag einen langen, heiteren Lebensabend.



Vor der Inbetriebnahme des neuen Großsenders Budapest.

Beistehendes Bild zeigt den kleinen Porzellansofel des 314 Meter hohen Sendeturms. Dieser Turm ist das höchste Bauwerk der Welt und wird die Darbietungen des Budapest Radio-Senders in ganz Europa vernehmlich machen.

Die Heilbaudi,

eine hauswirtschaftliche Beratungs- u. Auskunftsstelle der Hausfrauenvereine, hat jetzt zwei kleine Haushalte eingerichtet, die als Vorschläge für junge Ehepaare zur richtigen Verwendung des Ehestandsdarlehns im Betrage von 1000 Mark dienen sollen. Auf unserem Bilde sieht man ein Wohn-Schlafzimmer und eine Wohnküche — alles zusammen für 1000 Mark erhältlich.

Eröffnung

des deutschen Winterports.

Auf dem Zugspitzplatt bei Garmisch-Partenkirchen veranstaltete der Deutsche Skiverband sein erstes Skirennen. Unser nebenstehendes Bild gewährt einen Ueberblick über die Strecke des Slalomlaufs, der bei 350 Meter Höhendifferenz über 2 Kilometer führte.



Die Arche Noah im Spielzeugreich.

Nebenstehendes Bild zeigt eine hübsche Gruppe der Sonneberger Spielzeugschau, die auf der Berliner Weihnachtsmarkt-Ausstellung zu sehen sein wird: Lustige Tierfiguren vor der Arche Noah, die ja von jeher ein beliebtes Thema bei der Herstellung von Kinderspielzeugen war.

Die Sportjugend beim Reichspräsidenten.

Im Anschluß an die Totengedenkfeiern am Totensonntag empfing der Reichspräsident in dem Garten seines Palais eine Abordnung der Sportjugend des Deutschen Leichtathletik-Verbandes Gau Brandenburg unter Führung des Gaführers Fürstner.



(Fortsetzung des Romans von Seite 3.)

Sie fuhr erschrocken auf. Hatte es nicht wieder gepocht am Fenster? Da klang auch schon die Stimme, die sie unter Tausenden herausgekannt hätte. Und hurtig sprang sie zur Tür und warf den Querbalken zurück.

Jubelnd fiel sie dem Eintretenden um den Hals, überschüttete ihn mit heißen Küffen und er taumelte leicht unter ihrer Last, wie trunken von ihren Liebesküssen. Alle Sorge, die ihn auf dem Herweg quälte, war verschluckt und in alle Winde zerstoßen. Als sie dann Platz genommen hatten, sah er sie plötzlich lange und forschend an.

Jula blickte ihn lachend an; als sie aber sah, daß sein Blick immer forschender, sein Gesicht immer weißer wurde, da fragte sie verwundert:

„Du bist heut' so sonderbar? Fehlt dir was?“

Er nahm sie in seine Arme und preßte in wilder Leidenschaft seine Lippen auf die ihren. „Hast mich lieb?“ frug er.

Sie nickte energisch mit dem Köpfchen, so daß sich die dunklen Flechten des Haars lösten und wallend über die Schulter fielen.

„Auch dann —“, fuhr er fort, „wenn ich g'setzt den Fall, zu dir saget, ich bin plötzlich arm g'word'n!“

„Auch dann hätt' ich di liab, vielleicht noch lieber, du dummer Bua!“

„Was tāt dann aus uns zwei werd'n?“ forschte er weiter, ihr tief in die Augen blickend.

Jetzt lachte sie. „Jetzt, da schau, was mei Bua für sonderbare Gedanken hat. Was dann aus uns werd'n tāt? jetzt so a Frag. Mir san doch jung und stark, mir könnten doch arbeit'n und recht sparn und eh' ein paar Jahr um wärn, hätt'n wir so viel beinand, daß wir uns irgendwo ein kleines Häusl bau'n kunt'n, oder glaubst du, daß ma da net grad so glücklich wärn wie auf'n Boggtreuterhof?“

„Ja, ja! Ich glaub schol!“ stotterte er verlegen. Dann sprang er erregt auf und trat ans Fenster.

Jula legte beide Arme um seinen Hals und schmiegte bittern den Kopf an seine Brust. „Sag mir's doch, was hast denn?“

Jacks Atem ging schwer und ohne sie anzublicken, preßte er hervor:

„Der Hof steht vor der Gant!“

Jula zuckte zusammen. Eines ihrer Lustschlösser war also zusammengestürzt. Zitternd drückte sie sich an ihn, als hätte sie Angst, auch Jacks könnte ihr entgleiten.

„Jetzt kannst mich wohl nimmer brauch'n, weil ich kein Geld hab!“ sagte sie, die Tränen mit dem Schürzenzipfel fortwischend.

Da riß er sie wild an sich und stammelte:

„Ich kann doch net leb'n ohne dich, du herziges, du liabs Dirndl du!“

Und wie sie so an seiner Brust lag mit tropfenden Wimpern, da kam das alte Wonnegefühl über sie und unter Tränen küßte sie ihn und flüsterte: „Ich kann und möcht doch auch net ohne dich leb'n!“

Im Osten begann ein mattes Dämmern und die Himmelslichter erblaßten allmählich, als Jack die Sennhütte verließ. Mit hastigen Schritten stampfte er über das betaute Almfeld, dann durch den schlafenden Wald. In seinem Ohr hallten noch die Worte, die Jula ihm beim Weggang zugeflüstert hatte:

„Ich laß dich net im Stich und wenn dich die ganze Welt verläßt!“

Die Brust übertoll von Glückseligkeit, ging er hinein in den allmählich erwachenden Tag.

Vom Kirchturm tönten fünf dumpfe Schläge, als Jack auf das Haus zuschritt. Daß oben ein knöchriger Finger den Vorhang zurückschob und ein faltiges Bauerngesicht sich an die Fensterscheibe preßte und ihm zusah, wie er die Schuhe von den Füßen zog, um unbemerkt ins Haus zu kommen, das sah Jack nicht.

Am selben Tag fiel zwischen Vater und Sohn kein unrechtes Wort. Im Gegenteil, beim Mittagessen war der Alte die

Freundlichkeit selber, so daß Jack ein über das anderemal verstoßen über den Suppenteller herüberschielte, als traue er der so plötzlich gekommenen Gutmütigkeit nicht recht. Aber die Gedanken, die hinter der dickwandigen Stirn des Vaters kreisten, konnte er nicht erraten und von dem Gesicht konnte er nichts ablesen. Auch wunderte es ihn nicht, als Boggtreuter nach dem Essen gleich aufstand und sagte: „I' geh heut amal auf d' Alm!“ Das tat er ja öfters, daß er nach dem Vieh schaute.

*

Heiß brütete die Sonne auf das Dach der Bernhuberalm. In dichtem Knäuel hatten sich die Kinder in den wenigen Schatten gedrängt, den der Wald über den Almzaun herwarf. Jula trat eben unter die Tür, im Begriff, ein Tüchlein um den Kopf zu legen, damit ihr die Sonne nicht so unbarmherzig ins Gesicht brannte, als ein Mann mit müdem, schleppendem Schritt über das Almfeld heraufkam. Den Kopf zu Boden gesenkt, ging er einher. Jetzt hob er den Kopf und wischte den Schweiß von der Stirn.

Julas Händen entglitt das Tuch und ein Zittern wie ein Borgefühl einer großen Sorge durchlief ihren Körper.

„Der alte Boggtreuter!“ Was wollte der bei ihr? Sie nahm sich aber zusammen und sagte freundlich: „Grüß dich Gott!“

„Auch jovie!“ erwiderte ohne sie anzusehen der Bauer. Dann ließ er sich auf der Bank nieder.

Jula stand auf der untersten Stufe, eine Hand am Geländer, die andere auf das heftig schlagende Herz gelegt. Die Augen waren groß und furchtsam auf den Bauern geheftet.

Lange sah er sie an, dann verzog er den Mund zu einem höhnischen Grinsen.

„Bist a bildsauberer Teufel! Glaub's scho, daß mei Bua an Narrn an dir g'reß'n hat.“

Jula, der bei diesen Worten eine brennende Glut in die Wangen gefahren war, starrte von einem jähen Schreck ergriffen in das Gesicht des Bauern.

„Was willst du bei mir? Sag's frei raus!“ rang es sich über ihre Lippen.

„Sag'n will ich dirs, daß du dir die G'schicht mit mei'm Buam au'n Kopf schlag'n sollst!“

Jetzt flammte es in den Augen der Sennlerin auf. Mit einem Sprung stand sie vor dem Bauern und schrie:

„Nia und nimmer schlag ich mir dös aus'n Kopf. Dei Bua hat mir sei' Wort geb'n und du wirst ihm auch net hindern, dös zu halt'n!“

Hämisch lachte der Bauer auf: „Wenn ich ihn aber doch hindere dran? Wenn ich ihn von Haus und Hof jag?“

„Was schad's? Wir können auch anderswo glücklich sein, es muß net grad auf'm Boggtreuterhof sein, der so wie so scho' vor der Gant steht.“

„Ah, du weißt schon? Um so besser; dann wirst auch versteh'n, daß eine auf'n Hof muß, die Geld hat, und dös wird halt bei dir fehl'n?“

„Geld hab ich freilich keins; und mit Liab alloa kann ma an Hof net derhalt'n, dös versteh ich schon. Aber ob dein Bub so mir nix, dir nix in deine Plän einwilligt, dös wird dahinsteh'n!“

Der Bauer kniff die Augen zusammen und über sein Gesicht zog ein hämisches Grinsen.

„Wenn ich dir aber sag, daß mei' Bua sich schon um eine andere umg'schaut hat, eine mit viel Geld!“

„Dös is a Lüg!“

„No, du mußt's ja wiß'n, du Grünschnabel. Mich wundert's, daß er net selber den Mut hat, dir dös zu sag'n, wo er doch die ganze Nacht heroben war. Aber natürl', da denkt ma halt nix vernünftiges, dös weiß i von mir selber. Weißt, i war a amal jung, bin die Dirndl'n nachg'stiegt'n, hab eahna vorg'schwafelt vom Heirat'n, und wies soweit war, da hat's mir aber doch eingelegt, daß ma von der Liab alloa net leb'n so' und daß ma ohne Geld, solang ma lebt, nur der Welt ihr

Narr is. Du kennst doch dös Sprüch, gell: „Der Apf'l fällt net weit vom Stamm!“ Sitzt, wie ich eahm heut fruah dös Sach so richtig klar gelegt hab, do hat dös dem Tackl ganz guat g'fall'n. Bloß hat er mich bitt, ich möcht dirs beibringa, du sollst es net so tragisch nehma, daß er eine andere heirat'n muß und er wird schon sorg'n, daß er dir net in Weg kommt!“

Die letzten Sätze hatte Voggtreuter so überzeugend gesprochen, daß selbst der beste Menschenkenner nicht geglaubt hätte, daß dies alles eine ganz erbärmliche Lüge war.

Zula umklammerte frampfhaft das Geländer. Aus ihrem Gesicht war alle Farbe gewichen und über die Blässe der Wangen perlten die Tränen herab.

„Dös — — hat der Tackl wirkli g'sagt?“

„Glaubst leicht, ich lüg?“

Ein kurzes Schweigen trat ein.

„Mußt dir die Sach' net gar so z' Herz'n nehma!“ hub der Bauer nach einer Weile wieder an. „Und daß du siehst, daß ich foa Unmensch bin, will ich dir a kleine Entschädigung geb'n und sollt dirs später amal schlecht gehn, so wend' dich nur an mich.“

Mit diesen Worten drückte er der Sennerin einen Zugbeutel in die Hand.

Zula hob den Kopf und sah den Alten mit glühenden Augen an, während ihr die Zähne wie im Fieber zusammenklagen. Dann stand sie mit einem Ruck vor dem Bauern, der sich jetzt auch erhoben hatte.

„Was?“ schrie sie ihm ins Gesicht. „Geld willst du mir als Ersatz für die Schmach bieten! Pfui Teufel! Daran hast aber net denkt, daß ich, wenn ich a nur a arms Madl bin, doch so viel Ehr im Leib hab, daß ich mir a Riab, die aus'm tiefsten

Grund meines Herz'ns entsprungen is, net mit Geld zahl'n laß!“ Sie hob die Hand und schleuderte dem Bauern das Geld ins Gesicht.

„Da hast du's wieder — du Lump!“

Voggtreuter zog den Mund breit und starrte mit hohnvollem Lachen das Mäd'l an.

„Schau, Schau, stolz is auch noch, und wie wild. Du wärst mir die rechte Schwiegertochter g'wes'n, ich dank schön!“

Er raffte das Geld auf und ohne sie nochmals anzusehen, schritt er davon. Erst als er im Walde verschwand, brach Zula in ein ersticktes Weinen aus.

„Tackl, warum hast du mir dös antan?“

Dann ging sie wie an allen Gliedern zerschlagen in die Hütte und warf sich stöhnend über den Kreistier.

So lag sie, bis es Abend wurde, und als die Kühe zu brüllen angingen, erhob sie sich und tat gedankenlos ihre Arbeit.

Dann kam die Nacht. Und diese Nacht hatte für sie viele entsetzlich lange Stunden, in denen sie stöhnte vor Weh, das sie keinen Schlaf finden ließ. Und als der neue Tag heraufzog, da stand es bei ihr fest, fliehen wollte sie den, abwenden mußte sie sich von dem, der ihr so schweres Leid angetan hatte. Fort wollte sie, weit fort, und das gleich heute noch. Nur ihn nicht mehr sehen, nicht mehr in diese treulosen Augen schauen, nicht mehr diese lügenden Lippen sprechen hören.

Um die neunte Vormittagsstunde kam plötzlich ihr Vater. Weit drinnen in den Bergen sei eine entfernte Verwandte gestorben, die Bäuerin vom Sonnenhof, der er zur Leich gehen wolle, sagte er.

(Fortsetzung folgt.)

Nooch'n Feierabend



Ne gesunde Kur

(Nachdruck verboten.)

's war in dare Zeit, wu de gewöhnling Zeit noch net dra denk'n konntn, sich Radio azeschaff'n. Bluß de paar Grußn konntn sich sette Musik leihn. Do siehret dr Fröhner-Gulus ämol ä klaanes „Salbstgespräch“, 'r tat also mit siech salberscht streit'n. „E bißl Hausmusik is ganz schie“, saht 'r, „mr ka je siech ahör'n, wenn mr will, un braucht net erscht ins Wirtshaus ze giehe un de nöting paar Pfeng auszegab'n.“ Dos war kurz vor Weihnacht'n. Dr Gulus wußt suwiesu net, wos 'r seiner Fraa un seiner Schwiegermutter ze Weihnacht'n schenkn sollt un kam off dan Gedank'n, ä Grammophon ze kaasn. An su en Ding kännt siech nochert de ganze Familie freie, dacht 'r. 'r kaaset siech also aans. 'r nahm geleich noch e Duzend Platten miet, wu su ne Lachplatt drbei war. Do blies aner, dar'sch lerne wollt, of dr Trompet un e annerer lachet do drierber. Firn Gulus sein Gemiet ging die Platt gerod noch ah.

Dr Gulus beschèret nu ze Weihnacht'n seine Familie mit dan Zeig. De zwä Weibsn wußt'n erscht garnet, wos se denk'n sollten, wie se su äne Platt noch dr annern ahäret'n. Wie obr die Lachplatt drakam, war'n se außer siech. „Wie mr bluß eiu e schiens Lied su vrhunzn ka, naa, naa. Un ieberhaupt dos Gefraatsch von dan Ding is nisch't fir unnere Ohr'n. Un fir su ä Ding suviel Gald auszegab'n, naa, naa, mr sollts net gelab'n.“ Su saht ne Gulus sei Fraa, un 'r merket ganz deitlich, ihre Mutter hat dieselb'n Gedank'n.

Bis ins neie Gahr nei hatt dr Gulus nu immer dieselbe Leier ze här'n, nochert obr hatt 'rsch foot. „Su“, saht 'r, „iech

hob eich ähne Fräd machn wolln mit dan Grammophon, un iech här salberscht Musik gern; wenn iech ab'n dos Ding net luslassen darf drham, weil ihrs net drhär'n könnt, do muß iech ab'n wu annersch hiegiehe, wu's Musik gibt.“ Un 'r plaget z'r Tir naus un machet nieber zen Seft-Bruno, dar net bluß Musik in seiner Gaststüb hatt, naa, a ne schiene Kellnern hatt 'r drinne.

Dr Gulus ging nu in dr Woch a paarmol nieber zen Bruno, Sunntigs war 'r schie nachmittigs dort'n azetraft'n. 'r trieb dos vielleicht su e acht Wochn lang.

An en Sunntig wieder mol war dr Gulus zen Fortgiehe fartig. Seine beeden Weibsn war'n in der guten Stüb, ar in dr Küch. Do häret 'r of ämol sei Grammophon giehe. 'r war ganz verwunnert un ging nei in dr Stüb. Do sohgt 'r die Beschäring.

Sei Fraa un ihre Mutter sohn of'n Kanapee un häret'n siech äne Platt noch dr annern a. „Gulus“, saht seine Fraa, „bleib do bei uns. Du sollst dei Musik a drham hob'n. Mr hob'n uns nu su dra gewöhnt un uns gefallt dos Ding ihe erscht. Un, doß des a wäht, doß mrsch ernst mahne, do, guck har, sechs schiene neie Platten hob'n mr noch kaast, die dir schie ah gefall'n war'n.“

Nu, wos is do noch weitrze sohng? Dr Gulus fing a, gerod naus ze lach'n, bal äsu, wie die of dare Lachplatt. 'r blieb net bluß Sunntigs drham, nä, 'r is net wieder zen Seft-Bruno komme; denn dr Gulus dacht: Die Kur is gut, die iech mein Weibsn gemacht hob. Sie hot mieh genung Gald gekost't, obr se hot geholfen. Die zwä sei kuriert! Dos häht, gedacht hot 'r dös, laut gesacht hot 'rsch net. — Ne Gulus sei Mittel is ähns, wos fir alle Zeitn agewend't war'n ka, ob siech's nu im ä Grammophon hannelst odr im Radio odr im finstwas, dos is a egal. Ob 's ieberol un jedesmol glickt, is ne annere Frog!

E. Berthold.

Sprüch

Noch aa de Walt ofn Kopp sich stelln,

Bleib Du nár deitsch on treit,

Wos falsch is, vull Lug on Trug,

Dos stellt ve salwer ei!

Anton Günther, 11. 12. 1918.

Erzgebirgischer Weihnachtsmarkt in der Adventszeit

Aus einem Gedicht von E. Rambach, Schwarzenberg



Dort, off'n Weihnachtsmarkt, do sticht a Gungel flaa
 Un ka sich gar net trenne, 's gibt gar su viel ze saach — —
 Un in de Mäng do sticht'n a fahn schie weiß un grü — —
 „Ich möcht su garn dos faahnel! — — Ich renn zum Vater hie!“
 Un gar net weit derva do tritt a Maadel gleich,
 Die möcht am liebsten kaafen dos ganze Weihnachtszeig!
 Un's kimmt su racht vun Harzen, wie's sieh en Puppenwoong:
 „Dos Waagel wär mir 's liebste! — — Ich wills der Mutter soong!“
 Dort wu e Glackel¹⁾ is, gukt noch a Maadel nei,
 — De Püpple glänzen drinne heit gar su bunt und fei! —
 Su dünn is 's alte Gackel, sei Köckel nimmer ganz — —,
 Wu faahlt de gute Mutter, — — do is kaa Weihnachtsglanz!
 Su ganz verloos'n is 's. 's gukt nei ins gold'ge Licht,
 Un Wasserpärl schimmern in blassen klenn Gesicht. — —
 „Wuhie soll ich mich wenden? — — Wie tut's do himme weh — —
 Ich wass nisch meh vun Vater — — un hob kaa Mutter meh!“

¹⁾ Glücke